

nischen Bischofs und Jesuiten *Jose Arnaiz* aus, im CELAM für die Ordensleute zuständig. Er würdigte das „kreative und wagemutige“ Ordensleben in Lateinamerika. „Getreu der Theologie der Menschwerdung des Wortes hat es auf die Armen des Kontinents gesetzt und mit ihnen und von ihnen her einen neuen Weg eingeschlagen.“

Vier Wochen sind eine lange Zeit

Selbst wenn Äußerungen wie die von Romer und Castrillón Hoyos nicht das Gesamtklima der Synode beherrschten, so waren die vertrauten Konfliktlinien aus vergangenen Jahren auf diese Weise durchaus präsent. Manches balancierte sich jedoch innerhalb des Gesamtgeschehens wieder ein. So war beispielsweise die bekannte Kritik zu hören, Ordensleute sollten keine „Gewerkschaftssekretäre“, sondern „Männer des Geistes“ sein. Zugleich sprach Papst Johannes Paul II. aber, wie Medienbeobachter sich nicht verkneifen konnten festzustellen, neben vier weiteren Ordensleuten den Gründer der chilenischen Gewerkschaftsbewegung, *Alberto Hurtado Chruçaga* (1901–1952), selig.

Es war nicht das einzige Mal, daß Kontroverses schlicht nebeneinander stehen blieb. Ähnlich verhielt es sich bei der an den Lineamenta heftig kritisierten ablehnenden Haltung gegenüber der modernen demokratischen Kultur: Während sich der italienische Gesprächskreis A entschieden von einer „Pädagogik der Zeichen der Zeit“ distanzierte, hob der zweite italienische *Circulus minor* „positive Effekte“ der „demokratischen Mentalität“ hervor: den Respekt vor dem

Individuum und einen „auf Dialog beruhenden Stil der Kommunikation“.

Wenn gegen Ende der Synode zu hören war, vier Wochen seien eine lange Zeit, um nur die mildeste Form dieses Einwands wiederzugeben, so berührte dies nicht nur den Verlauf dieser Vollversammlung, sondern darüber hinaus die Institution der Bischofssynode. Kritisiert wurde auch diesmal, daß in den ersten zwei Wochen lediglich im voraus vorbereitete Statements verlesen werden, ohne daß eine Debatte zustandekommt, da man gar keine Zeit und Gelegenheit hat, aufeinander Bezug zu nehmen. Und daß schließlich der weitere Prozeß insofern unbefriedigend bleibt, als sich vieles im zweiten Bericht des Synodenrelators nicht wiederfindet, was dies von der Sache her durchaus verdient hätte, die Schlußbotschaft der Synode kaum mehr als eine im Allgemeinen verbleibende Presseerklärung darstellt und die Propositionen nach der Verabschiedung durch die Synodenmitglieder unveröffentlicht hinter vatikanischen Mauern verschwinden.

Vom französischen Kurienkardinal *Roger Etchegaray* wurde die Bemerkung berichtet, die nächste, die X. Ordentliche Vollversammlung in drei Jahren solle sich mit der Synode selbst beschäftigen (*The Tablet*, 5. 11. 94). Ob es dazu kommen wird, läßt sich momentan nur schwer abschätzen. Sollte sich die nächste ordentliche Bischofssynode mit einem der bisher zu hörenden Themenvorschläge (Medien, Jugend, das Jahr 2000) befassen, steht eher zu befürchten, daß man die auf der jüngsten Synode erneut laut gewordenen Bedenken nicht sonderlich ernst nimmt, sondern alles in allem weitermacht wie bisher.

Klaus Nientiedt

„Der Schritt vom Ritus zur Feier ist vollzogen“

Ein Gespräch mit dem Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards

Für die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums ist der Gottesdienst Höhepunkt und Kraftquelle für das kirchliche Leben. Von diesem Ideal ist die Wirklichkeit weit entfernt. Woran krankt der katholische Gottesdienst dreißig Jahre nach dem Beginn der Liturgiereform? Wie kann man heute Menschen an die Liturgie der Kirche heranzuführen? Darüber sprachen wir mit Albert Gerhards, Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Gerhards, die Reihen der regelmäßigen Gottesdienstbesucher haben sich in den letzten Jahrzehnten deutlich gelichtet; gleichzeitig stöhnen viele Pfarrer unter der Last zahlreicher Eucharistiefiern. In der Gestaltung der Gottesdienste mischen sich vielerorts Routine, Beliebigkeit und Unsicherheit. Steckt hinter solchen Phänomenen eine tieferliegende, gar grundsätzliche Krise des gottesdienst-

lichen Lebens in der katholischen Kirche, jedenfalls in unseren Breiten?

Gerhards: Man kann sicher von einer Krise sprechen, darf dabei allerdings den Gottesdienst nicht von seinem kirchlichen und gesellschaftlichen Kontext isolieren. Vor allem muß man auch sehen, daß die Wurzeln der gegenwärtigen

Krise geschichtlich weit zurückliegen. Schließlich wurde seit der Restauration des 19. Jahrhunderts, mit der die Kirche auf die Aufklärung reagierte, Gottesdienst in erster Linie als eine private Frömmigkeitsübung, eine für das individuelle Seelenheil erforderliche Pflicht betrachtet. Diese Einstellung hat sich gehalten und ist auch heute noch für die Mehrheit der Gottesdienstbesucher bestimmend. Das haben z. B. Untersuchungen gezeigt, die vor einigen Jahren hier im Erzbistum Köln durchgeführt wurden. Es besteht demnach eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem Anspruch, den die Kirche mit ihrer Liturgie stellt, und dem, was viele Teilnehmende vom Gottesdienst erwarten.

HK: Und was ist mit jenen Gläubigen, die sich die durch das Zweite Vatikanum erneuerte Liturgie zu eigen gemacht haben und sie als die ihnen gemäße Gestalt des Gottesdienstes bejahen? Gottesdienstverdrossenheit ist doch auch in ihren Reihen anzutreffen...

Gerhards: Solche Menschen erleben das, was ich als permanenten Etikettenschwindel bezeichnen möchte. Der Gottesdienst gibt etwas zu sein vor, was er nicht ist. Er beansprucht, lebensnah zu sein und auf die Fragen der Menschen einzugehen, tut dies aber in sehr vielen Fällen gerade nicht. Seitdem er auf Deutsch gefeiert wird und verständlich ist, merken das die Menschen und sind dementsprechend frustriert und irritiert. Zumindest ist die Kluft zwischen ihrer Lebens- und Glaubenswirklichkeit und dem Gottesdienst so groß, daß sie in der Feier selber nicht überbrückt werden kann.

„Wir müssen viel stärker bei den Menschen ansetzen“

HK: Die Frage ist zwar reichlich abgegriffen, aber dennoch angesichts dieses Befunds nicht zu umgehen: Was hat die Kirche in den Jahren bzw. Jahrzehnten nach der Liturgiereform versäumt, um die Gemeinden im Gottesdienst neu zu beheimaten? Ist man an die Umsetzung der Reform zu blauäugig herangegangen?

Gerhards: Man darf nie vergessen, daß die Liturgische Bewegung in vieler Hinsicht eine elitäre Sache geblieben ist. Es war deshalb trotz der vorbereitenden Schritte unter Pius XII. sehr erstaunlich, daß das Konzil die Anliegen der Liturgischen Bewegung zu seiner Sache gemacht hat. Allerdings hat sich die Reform dann weitgehend im Äußeren erschöpft. Sie blieb auf der Ebene der liturgischen Bücher stehen, wo es viele wirklich begrüßenswerte und weiterführende Veränderungen und Anstöße gab, wurde aber auf der Handlungsebene, also dort, wo der Gottesdienst eigentlich lebt, weitgehend nicht vollzogen. Etwas vereinfacht gesagt feiert man den Gottesdienst heute von der Einstellung, vom Geist her immer noch vorvatikanisch, wenn auch mit dem von der Liturgiereform des Konzils erarbeiteten Instrumentarium.

HK: Jüngere Katholiken kennen die Liturgiereform und was ihr vorausging höchstens noch aus dem Geschichtsbuch. Sie sind von den Umbrüchen der Konzils- und unmittelbaren Nachkonzilszeit unbelastet; mit dem Gottesdienst, wie er heute gefeiert wird, können sie aber im Regelfall kaum etwas anfangen. Ist das auf Zukunft hin gesehen nicht ein massives Alarmzeichen?

Gerhards: Auf jeden Fall. Hier stoßen wir auf die entscheidende Frage, nämlich die nach der Liturgiefähigkeit des heutigen Menschen. Sie wurde schon in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts und dann wieder in den sechziger Jahren ausdrücklich gestellt. Romano Guardini verfaßte vor dreißig Jahren einen berühmten Brief an Johannes Wagner anläßlich eines liturgischen Kongresses in Mainz. Dieser Kongreß sollte als Initialzündung für die Umsetzung der Liturgiereform dienen. In jenem Brief sprach Guardini ein Grundproblem an, das seinerzeit in der Freude über den Durchbruch überhaupt nicht verstanden wurde: Er fragte, ob man mit der Reform einer überladenen und verkrusteten Liturgie überhaupt das erreichen könne, was man anzielte, daß nämlich der heutige Mensch mit seiner Wahrheit in den heiligen Geheimnissen stehen d. h., daß er in seiner Suche nach Wahrheit Antwort finden kann. Guardini ging es weniger darum, ob der heutige Mensch liturgiefähig, sondern darum, ob die heutige Liturgie menschenfähig sei. Dieses Problem ist auch für mich derzeit das bedrängendste. Als Liturgiehistoriker weiß ich um den Wert der traditionellen Liturgie; auf der anderen Seite sehe ich aber auch, daß der konventionelle Ansatz der liturgischen Bildung an seine Grenzen stößt. Dieser besagt, daß die Menschen an den im Kern unveränderlichen Gottesdienst herangeführt werden sollen. Wir müssen heute aber viel stärker bei den Menschen ansetzen.

HK: Was kann das heißen, beim Menschen anzusetzen? Handelt man sich damit nicht sehr schnell den Vorwurf ein, man wolle den Gottesdienst auf Kosten seiner traditionellen Gestalt und Würde an die Bedürfnisse der Zeitgenossen anpassen, ihn in einem problematischen Sinn attraktiv machen?

Gerhards: Es geht zunächst um etwas sehr Elementares. Wir müssen versuchen wahrzunehmen, wo und wie Menschen heute sich auf Transzendenz beziehen, welche symbolischen Ausdrucksgestalten und Kommunikationsformen sie gebrauchen. Das bedeutet sicher nicht, daß wir die alte Liturgie über Bord werfen müßten. Wohl aber muß das Spannungsverhältnis neu aktualisiert werden, um das es in der Liturgie immer geht, die Spannung zwischen den vorgegebenen Formen und dem Bemühen, in diesen Formen und Gestalten dem konkreten Menschen Möglichkeiten zum Ausdruck seiner selbst zu geben. Wo Liturgie lebendig war, hat sie diesen Selbstaussdruck des Menschen zu jeder Zeit ermöglicht. Unsere gewachsene Liturgie ist vor allem von der Spätantike und vom Mittelalter geprägt, stammt also aus einem uns heute fremden kulturellen und gesellschaftlichen

Kontext. Von daher ergeben sich sehr viele Anfragen an heutige Gottesdienstgestaltung.

„Es fehlt heute vielfach an Stimmigkeit“

HK: Wo sehen Sie angesichts dieser Anfragen vor allem Handlungs- bzw. Veränderungsbedarf? Läßt sich etwa bei der Eucharistiefeier als dem zentralen gottesdienstlichen Geschehen der Kirche überhaupt viel verändern, ohne die überkommene Form anzutasten?

Gerhards: Die Eucharistie hat schon sehr früh eine tragende Grundform gefunden, der wir verpflichtet sind und die nicht zur Disposition steht. Wir sollten deshalb erst einmal bewußt wahrnehmen, was wir aus der Tradition übernommen haben und von innen her zu verstehen versuchen, was wir feiern. So ist als Grundstruktur der Eucharistiefeier im engeren Sinn vom Einsetzungsbericht her das Handlungsschema vorgegeben, das von der Gabenbereitung über die Danksagung, also das Hochgebet, und die Kommunion bis zur Sendung führt. Dieses Handlungsschema muß plausibel gemacht werden; was behauptet wird, muß auch dargestellt werden. Die Menschen haben heute durchaus einen Sinn für eine ästhetisch anspruchsvolle liturgische Inszenierung. Dem muß die Feier der Eucharistie entgegenkommen, indem sie durch das Geschehen selber einleuchtet, ästhetisch und symbolisch plausibel wird. Es fehlt heute vielfach an Stimmigkeit, in der Sprachgestalt wie in der Rhetorik, in der musikalischen Gestaltung, der Gestik wie der Kleidung.

HK: Auch innerhalb der Eucharistiefeier sind die Gewichte heute nicht selten verschoben. Der Eucharistieeil wirkt oft fast wie ein Anhängsel nach einem zwischen Begrüßung und Fürbitten mit Texten und Erklärungen verschiedenster Art überfrachteten Wortgottesdienst. Läßt sich dem Gottesdienst dadurch aufhelfen, indem man möglichst viel Worte macht?

Gerhards: Daß man heute dem Wortgottesdienst größere Aufmerksamkeit widmet, ist zunächst einmal positiv zu bewerten. Schließlich wird damit ein ganz wesentliches Anliegen der liturgischen Erneuerung des Zweiten Vatikanums erfüllt oder doch zumindest als solches erkannt. Das Problem liegt darin, daß oft nur eine Dimension des Wortgeschehens im Blick ist und dadurch eine Reduktion stattfindet, sei es auf das Katechetische oder auch auf das Ästhetisch-Liturgische. Der Wortgottesdienst lebt aber durch die Violdimensionalität der Vollzüge und damit durch die Sakramentalität, die das Wort im Gottesdienst auszeichnet. Hier besteht zweifellos ein erheblicher Nachholbedarf. Daß in vielen Meßfeiern der Eucharistieeil gegenüber dem Wortteil abfällt, hängt aber auch damit zusammen, daß die Eucharistie generell verkümmert ist. Obwohl sie theoretisch-theologisch so hoch angesetzt wird, ist es bisher z. B. nicht gelungen, deutlich zu machen, daß die Kommunion unter beiden Gestalten eigentlich die Normalgestalt sein muß-

te. Auch für die Gestaltung des eucharistischen Hochgebets, etwa bei der Einbeziehung der Gläubigen durch Akklamationen, gibt es noch keine befriedigenden Lösungen, weder sprachlich noch auf der Vollzugsebene.

HK: Liegt nicht überhaupt bei der deutschen Liturgiesprache noch manches im argen? Ist hier nicht eine Reform bzw. Weiterentwicklung der Reform an der Zeit?

Gerhards: Auf diesem Feld tut sich durchaus etwas: Seit sechs Jahren laufen die Arbeiten zur Revision des deutschen Meßbuchs. Beim Bemühen um eine angemessene deutsche Liturgiesprache müssen wir vor allem in Rechnung stellen, daß Spektrum und Repertoire der klassischen römischen Liturgie begrenzt sind. Das sagt noch nichts über die Qualität gerade der zentralen Texte aus, etwa der großen Orationen und der Präfationen der Hochfeste. Aber dieses Repertoire ist dringend ergänzungsbedürftig. Erste Versuche in dieser Richtung gab es schon im Meßbuch von 1975 mit Auswahlorationen, die nicht übersetzt, sondern original auf Deutsch verfaßt wurden. Es müßte aber weit mehr getan werden, um liturgische Gebete zu schaffen, die sich vom konkreten Menschen aus an Gott wenden, die seine Erfahrungen nicht ausklammern, sondern zu Wort kommen lassen.

HK: Auch wenn die Erfahrungen der Menschen in liturgischen Gebeten deutlicher und glaubwürdiger vorkommen – es bleibt das Problem, daß der Gottesdienst immer weniger Vertrautheit mit der christlichen Glaubensüberlieferung voraussetzen kann. Inwieweit kann Liturgie dem massiven Traditionsabbruch überhaupt entgegenwirken?

Gerhards: Natürlich kann Liturgie nicht alles leisten, aber sie hat doch eine ganz wichtige Funktion innerhalb der Aufgabe einer neuen Evangelisierung. Der Gottesdienst kann diese Funktion aber nur erfüllen, wenn er glaubhaft ist und den Menschen das Gefühl gibt, daß sie selber in ihm vorkommen. Gleichzeitig muß er es aber in Formen tun, die ihnen eine bestimmte Objektivität und Gewißheit der Heilzusage vermitteln. Der Gottesdienst darf also nicht so gestaltet werden, daß er den Eindruck hinterläßt, die Mitfeiernden seien denen ausgeliefert, die dabei agieren. Es geht um die schwierige Gratwanderung zwischen dem Moment des Objektiven, das schnell ins Objektivistische oder Ritualistische abkippen kann und dem des Subjektiven, das immer der Gefahr des Subjektivismus oder der Willkür ausgesetzt ist.

„Man muß ein gewisses Spektrum in der Gottesdienstgestaltung akzeptieren“

HK: Was die Erwartungen anbelangt, steht der Gottesdienst derzeit nicht nur kirchlich, sondern auch kulturell-gesellschaftlich in einem interessanten Spannungsfeld. Interessant ist es nicht zuletzt deswegen, weil sich teilweise überraschende Koalitionen ergeben. Innerkirchliche Kritiker der nachkonziliaren Liturgie werfen ihr Banalität und Geheimnis-

losigkeit vor, und gleichzeitig gibt es im nichtkirchlichen Raum neue Bedürfnisse nach meditativer Versenkung und traditionellen Ritualen. Was bedeutet das für heutige Gottesdienstgestaltung?

Gerhards: Wir müssen damit leben, daß es heute unterschiedliche Erwartungen an den Gottesdienst gibt, die nicht einfach zu harmonisieren sind. Deshalb muß man auch ein gewisses Spektrum in der Gottesdienstgestaltung akzeptieren, von der Feier der Messe im vorkonziliaren Ritus bis zu Gottesdiensten von autonomen Basisgruppen. Der normale Gemeindegottesdienst muß seinen Ort zwischen solchen Extremen haben, wobei auch er seinerseits eine gewisse Bandbreite aufweisen sollte. Wir müssen versuchen, dem berechtigten Anliegen nach Versenkung und Stille Raum zu geben; gleichzeitig sollte der Gottesdienst aber so einladend gestaltet werden, daß die Anwesenden aus innerer Freude und Überzeugung betend und singend mitfeiern. In den letzten Jahrzehnten lag der Akzent oft zu einseitig auf der äußeren Beteiligung der Gläubigen; das vielschichtige Geschehen Gottesdienst wurde damit zu sehr auf die Dimension kollektiver Aktion reduziert. Nicht wenige Zeitgenossen sind inzwischen angesichts der massiven Reizüberflutung wieder auf der Suche nach etwas, was dahinterliegt, nach einem Raum der Stille, der den einzelnen Menschen in der Gemeinschaft zu sich selbst kommen läßt. Hier liegt eine große Chance für den Gottesdienst der Kirche.

HK: Mit dem vielfältigen, auf ständige Abwechslung bedachten Unterhaltungsangebot unserer Erlebnisgesellschaft kann der Gottesdienst ohnehin nicht im Ernst konkurrieren, auch wenn das etwa in manchen Kinder- und Jugendgottesdiensten versucht wird...

Gerhards: Hier läuft sich inzwischen manches tot, was einfach zu kurzatmig angelegt war. Grundsätzlich ist es aber zu begrüßen, daß es Gottesdienste gibt, die besonders für Kinder oder Jugendliche gestaltet werden. Immerhin gelingt es vielerorts, durch Familien- bzw. Kindergottesdienste Menschen zum Besuch des Gottesdienstes zu bewegen, die sonst nicht kommen würden. Das ist zwar nicht das einzige Kriterium für die Gestaltung der Liturgie, aber doch eines, das man nicht vernachlässigen darf. Im übrigen müssen Kinder- und Jugendgottesdienste ja keine Action-Veranstaltungen sein, in denen möglichst viel passiert. Es ist eine entscheidende Aufgabe, für den Menschen von heute wieder neu die großartige Ausgewogenheit herzustellen, die die Liturgie in ihren Hochzeiten immer auf die eine oder andere Weise gefunden hat. Sie besteht darin, die Spannung von Fasten und Fest, von Regel und Unterbrechung dieser Regel aufrechtzuerhalten.

HK: Auch über Kinder- und Familiengottesdienste hinaus häufen sich teilweise in den Gemeinden Gottesdienste, die von einzelnen Gruppen gestaltet werden bzw. für ein bestimmtes Publikum ausgerichtet sind. Läuft man damit nicht Gefahr, den Gottesdienst der Kirche im Interesse einzelner Zielgruppen und ihrer Bedürfnisse und Ansprüche zu sehr zu instrumentalisieren?

Gerhards: Diese Gefahr sehe ich durchaus. Man braucht nur Gottesdienstpläne etwa für Weihnachten durchzusehen, wo mitunter bis zu fünf verschiedene Feiern am Heiligen Abend für die verschiedenen Altersgruppen angeboten werden. Eine zu große Aufsplitterung ist sicher nicht sinnvoll. Es braucht eine gegenseitige Offenheit: Gruppengottesdienste müssen auf die Gesamtgemeinde bezogen sein, gleichzeitig sollte der Gemeindegottesdienst die Anliegen der einzelnen und der verschiedenen Gruppen ernst nehmen. Im übrigen macht es auch einen Unterschied, ob eine Gruppe bzw. ein Verein in der Gemeinde für sich zu einem bestimmten Anlaß eine Messe „haben“ will, der sie dann mehr oder weniger passiv beiwohnt, oder ob eine Gruppe in sich und aus sich heraus Kompetenz für den Gottesdienst entwickelt. Das kann ein nichteucharistischer Gottesdienst oder auch eine Eucharistiefeyer sein.

„Es geht zunächst einmal darum,
daß man täglich zusammenkommt“

HK: Das Zurücktreten nichteucharistischer Gottesdienstformen gegenüber der Eucharistiefeyer wird seit Jahr und Tag beklagt, aber verändert hat sich in dieser Richtung in den meisten Gemeinden bisher wenig. Nach wie vor häufen sich die Meßfeiern, während andere Gottesdienstformen weitgehend aus dem Repertoire verschwunden sind. Muß das so bleiben?

Gerhards: Die heutige Reduktion des gottesdienstlichen Lebens auf die Meßfeier hängt damit zusammen, daß sich – entgegen den Bestrebungen und Aussagen des Zweiten Vatikanums – eine noch stärkere Konzentration auf den Klerus herausgebildet hat. Man hat andere, vor allem „laikale“ gottesdienstliche Formen de facto verkümmern lassen, die Menschen nicht mehr dazu animiert, an entsprechenden Traditionen festzuhalten und sie bewußt weiterzupflegen. Dementsprechend fehlt weithin das Bewußtsein, daß die Gemeinde als Trägerin des Gottesdienstes für die Liturgiegestaltung verantwortlich ist. Es geht zunächst einmal darum, daß man täglich zusammenkommt; die Frage nach der gottesdienstlichen Form ist demgegenüber sekundär. Man sollte auch nicht vergessen, daß in der Alten Kirche nur an Sonn- und Feiertagen Eucharistie gefeiert wurde. Diese war eingebettet in das Stundengebet und die regelmäßigen gottesdienstlichen Versammlungen. Das kann uns heute ein Anstoß dazu sein, neue und tragfähige Begründungen für die stärkere Auffächerung der Gottesdienstformen zu suchen.

HK: Derzeit kommen nichteucharistische Gottesdienste fast nur im Zusammenhang mit dem Priestermangel in den Blick. In kleineren Pfarreien vor allem in ländlichen Regionen wird nicht mehr jeden Sonntag Eucharistie gefeiert, sondern statt der Messe ein Wortgottesdienst mit oder ohne Kommunion gehalten...

Gerhards: Die Eucharistiefeier ist und bleibt die angemessene Form, den Sonntag zu feiern; für sie gibt es letztlich keinen Ersatz. Man sollte deshalb nicht zur Begründung von priesterlosen Gottesdiensten an Sonntagen ein Argumentationsgebäude errichten, das eigentlich nur einen Notstand zu kaschieren sucht. Viele Menschen durchschauen im übrigen diese Strategie und sind frustriert, wenn sie zu den unmittelbar Betroffenen gehören. Das sollte eigentlich eine Warnung sein.

„Wir sollten den Mut haben, nicht zu schnell auf kulturelle Moden zu reagieren“

HK: Von dem Sonderproblem priesterloser Gottesdienst am Sonntag einmal abgesehen – wo sollte und könnte man bei der Aufwertung nichteucharistischer Gottesdienste ansetzen? Ließe sich das Stundengebet in den Gemeinden wieder bzw. neubeleben?

Gerhards: Das Stundengebet bietet sich als Ansatz zweifellos an, wobei sich hier ein breites Spektrum eröffnet. Es ist merkwürdig, daß man gerade bei der Eucharistiefeier mit ihrer weithin festgelegten Form einen größtmöglichen Gestaltungsraum fordert und dabei teilweise auch über das Ziel hinausschießt, während man beim Stundengebet, wo es einen größeren Spielraum gäbe, meist ziemlich phantasielos ist. Sowohl geschichtlich wie von der Funktion her bieten Morgen- oder Abendlob eine Fülle von Gestaltungsmöglichkeiten. Neben den neuen Ansätzen wie „Früh-“ und „Spätschicht“ gibt es nach wie vor aber auch die klassischen Formen. Nehmen Sie beispielsweise die Komplet: Hier hat sich in der Tradition ein Gottesdienst herausgebildet, der in seinem Ablauf und seiner elementaren Symbolik auch heutigen Menschen etwas zu sagen hat. Vielleicht braucht es eine gewisse Hinführung und Vermittlung, aber wenn sich Menschen auf diese Form einlassen, spüren sie ihre ungebrochene Aktualität.

HK: Das ändert nichts an der Tatsache, daß der christliche Gottesdienst inzwischen kulturell weitgehend ortlos geworden ist. Früher war die Liturgie Teil einer religiös integrierter Lebenswelt oder eines konfessionellen Milieus, heute hängt sie demgegenüber mehr oder weniger in der Luft. Läßt sich dagegen von kirchlicher Seite überhaupt durch noch so überlegte Reformen des Gottesdienstes bzw. seine sorgfältige Gestaltung etwas tun?

Gerhards: Kirchliche Angebote stehen heute unter einem massiven Konkurrenzdruck, den es zu früheren Zeiten so nicht gab. Vieles von dem, was Liturgie in der Vergangenheit geleistet oder zumindest mitgeleistet hat, von der schlichten Möglichkeit, sich beim Gottesdienst zu treffen, bis zur Lebenshilfe in der Predigt, hat sich heute auf andere, durchaus kompetente Instanzen verlagert. Auch religiöse Inhalte und Symbole sind längst aus dem kirchlich-liturgischen Raum ausgewandert und werden etwa in der Werbung auf

oft sehr gekonnte Weise eingesetzt. Aber es zeigt sich dabei doch auch, daß bestimmte traditionelle Bestände aus der christlichen Überlieferung neues Interesse finden können; man braucht nur an die Gregorianik zu denken, die heute z. T. außerhalb der Kirche neu entdeckt und geschätzt wird. Wir sollten deshalb den Mut haben, nicht zu schnell auf kulturelle Moden zu reagieren, sondern gelassen abwarten. Natürlich führt kein Weg daran vorbei, den gesellschaftlich-kulturellen Kontext genau wahrzunehmen. Aber es braucht gleichzeitig einen langen Atem, der aus dem Vertrauen auf die Stärke der Überlieferung der Kirche in ihren großen Gestalten erwächst.

HK: Es ist immer wieder von der Notwendigkeit die Rede, die überlieferte Liturgie nicht nur in Afrika oder Asien, sondern auch unter den Bedingungen spätmoderner Gesellschaften in Europa zu inkulturieren. Schon in außereuropäischen Regionen erweist sich Inkulturation angesichts des dortigen kulturellen Wandels als schwierig. Wie soll sie dann in unserer Gesellschaft mit ihren heterogenen Milieus ablaufen?

Gerhards: Ich bin mir nicht sicher, ob unsere Gesellschaft kulturell wirklich so stark diversifiziert ist, wie es vielfach erscheint oder beschrieben wird. Es gibt gleichzeitig auch den starken Trend zur Uniformierung, zur Verführbarkeit als Kehrseite von Freiheit und Individualisierung. Zu Beginn unseres Jahrhunderts entstand die Liturgische Bewegung auf dem Hintergrund einer verbreiteten Sehnsucht nach Gemeinsamkeit, nach festen Formen, in denen Gemeinschaft gefeiert und befestigt werden kann. Heute zeigen sich immer deutlicher Kehrseiten einer überzogenen Kultivierung von Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Hier eröffnet sich ein Raum, in dem die Kirche mit ihrem liturgischen Angebot neues Interesse finden kann, wenn es denn entsprechend gestaltet wird.

„Es gibt zweifellos eine Suche nach echter Spiritualität“

HK: Zu wenig inkulturiert ist der Gottesdienst in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen nicht zuletzt aus der Sicht nicht weniger Frauen. Sie haben das Gefühl, mit ihrem gewandelten Selbstverständnis, ihren Erwartungen und Bedürfnissen in der Liturgie nicht genügend vorzukommen...

Gerhards: Ich kann das gut verstehen. Man braucht nur auf die Präsentationsform vieler Gottesdienste zu schauen: Um den Altar steht ein Ring von Männern; vielleicht kommt zur Lesung auch eine Frau dazu. Vielfach werden die vorhandenen Möglichkeiten für die Mitwirkung von Frauen im Gottesdienst nicht ausgeschöpft. Von daher ist es nachzuvollziehen, wenn Frauen kritisieren, sie würden durch die herkömmliche Art, Gottesdienst zu feiern, in ihrem Subjektsein nicht ernst genommen. Offensichtlich schießt manche radi-

kal-feministische Kritik an der Kirche und ihrem Gottesdienst übers Ziel hinaus. Aber auch eine einseitige oder übertriebene Äußerung ist ein Symptom für die bestehende Schiefelage, möglicherweise ein Hilfeschrei angesichts einer als bedrückend erlebten kirchlichen und liturgischen Wirklichkeit, der unter Umständen für das Problem als ganzes sensibilisieren kann.

HK: Den Brückenschlag von der vorgegebenen Form des Gottesdienstes mit ihren Zeichen, Gebeten und Gesängen zur Lebenswirklichkeit der Mitfeiernden sollte vor allem die Predigt leisten. Aber gerade hier liegt manches im argen: Es werden immer wieder zufällige Beobachtungen ausgebreitet, fromme Floskeln wiederholt oder nicht sehr kompetent die Weltläufe kommentiert. Was läßt sich gegen die verbreitete Predigtkrise tun?

Gerhards: Ich möchte zunächst einmal unsere Priester in Schutz nehmen. Viele Priester sind schon durch die Anzahl der Gottesdienste und damit auch der Predigten, die sie am Wochenende halten müssen, objektiv überfordert. Sie kommen gar nicht mehr dazu, den Prozeß zu vollziehen, den eine gute Predigt braucht. Aber mit der Entschuldigung ist es nicht getan: Wenn Pfarrer wirklich so ausgepumpt und überlastet sind, daß sie kaum Zeit für die Predigtvorbereitung haben, wie soll dann der Glaube durch die Verkündigung weitergetragen werden? Gleichzeitig wird durch die Regelung bezüglich der sog. Laienpredigt die Möglichkeit zum Glaubenszeugnis anderer Christen im Gottesdienst massiv eingeschränkt, was die Lage noch bedrängender macht. Der Predigt wäre sicher auch dadurch aufzuhelfen, daß ihr im Vorfeld des Gottesdienstes ein Dialog mit Menschen aus der Gemeinde vorausgeht. Sie muß vor allem sowohl in der Vorbereitung wie im Vollzug ein geistlicher Vorgang sein. Nicht zu Unrecht wird heute oft über eine Verflachung des Gottesdienstes geklagt.

HK: Der Kern der Gottesdienstkrise wäre demnach der Mangel an spiritueller Tiefe und Ausstrahlungskraft...

Gerhards: Ich meine schon. Gestaltung ist immer etwas Sekundäres. Ein nach liturgiewissenschaftlichen und pastoral-liturgischen Kriterien schlecht gestalteter Gottesdienst kann trotzdem ein stimmiger, in sich überzeugender Gottesdienst sein, weil er vom Glauben zeugt und zu ihm hinführt. Genau das suchen heute viele Menschen, auch wenn sie es sich vielleicht nicht eingestehen wollen, weil eine solche Haltung als frömmelnd abgetan wird. Es gibt zweifellos eine Suche nach echter Spiritualität, die sich auch in Erwartungen an den Gottesdienst äußert. Deshalb ist es so wichtig, daß die für die Gottesdienstgestaltung Verantwortlichen sich immer wieder darüber Rechenschaft geben, wo der Angel- und Kernpunkt ihres Tuns liegt, und nicht in Aktionismus verfallen.

HK: Die Suche nach echter Spiritualität betrifft nicht nur die regelmäßigen Gottesdienstbesucher, sondern auf ihre Weise auch diejenigen, die nur zu ganz bestimmten Anlässen einen

Gottesdienst miterleben, sei es an Weihnachten, bei einer Trauung, Beerdigung oder Erstkommunion. Wieweit soll bzw. darf man ihnen bei der Gestaltung des Gottesdienstes entgegenkommen?

Gerhards: Es kommt vor allem darauf an, den Gottesdienst als Station auf einem permanenten katechumenalen Weg zu verstehen. Es ist eben nicht so, daß diejenigen, die als Gemeindemitglieder oder als Hauptamtliche fest dazugehören, einfachhin „drin“ wären, die anderen aber „draußen“. Kirche ist keine „societas perfecta“, und das muß sich auch im Gottesdienst widerspiegeln. Wer nur gelegentlich kommt, darf nicht das Gefühl vermittelt bekommen, das könne er oder sie alles ja gar nicht. Auch denen, die von draußen kommen, muß deutlich werden, daß wir alle nur Anfänger im Glauben sind. Liturgie hat eine diakonische Funktion, sie hat etwas mit Liebe zu tun. Liebe meint ja, gerade die in den Blick zu nehmen, an denen man sonst gern vorbeischaute. Deshalb soll man das eine tun und das andere nicht lassen: So gehören etwa zum Weihnachtsgottesdienst Lieder, die alle können und die von allen gern mitgesungen werden. Aber er ist auch eine Chance, Menschen durch die Predigt dafür zu sensibilisieren, daß es hier nicht nur um Kindheitserinnerungen geht, sondern auch um Antworten auf Fragen, die sie jetzt beschäftigen.

„Die Kirche muß auf dem Feld des Gottesdienstes eine höhere Kompetenz bekommen“

HK: Wenn man die verschiedenen Krisenphänomene im Blick auf den Gottesdienst zusammennimmt – wo liegen als Antwort darauf heute die Prioritäten für die Weiterentwicklung des vom Zweiten Vatikanum angestoßenen liturgischen Reformwerks?

Gerhards: Sie liegen sicher nicht mehr so sehr auf der Ebene der liturgischen Bücher, auch wenn hier angesichts der sprachlich-kulturellen Entwicklung immer wieder Revisionen erforderlich sind. Es muß viel mehr darum gehen, daß Kirche auf dem für sie und für ihren Platz in der Gesellschaft zentralen Feld des Gottesdienstes eine höhere Kompetenz bekommt, in ästhetischer, theologischer und nicht zuletzt spiritueller Hinsicht. Wir brauchen die Fähigkeit, mit dem gottesdienstlichen Reservoir gerade nicht beliebig, wohl aber personal verantwortet umzugehen. Wenn der Priester betet, müssen die Menschen spüren, daß er betet und nicht nur so tut als ob. Die Zukunft liturgischer Bücher könnte demgegenüber darin bestehen, daß sie sich ein Stück zurücknehmen, stärker Modellcharakter bekommen. Damit wächst natürlich die Verantwortung für die einzelnen Personen, die in der Liturgie handeln. Der entscheidende Schritt vom Ritus zur Feier ist mit der Liturgiereform vollzogen. Weitere Schritte auf diesem Weg müssen folgen.